

Zwischen-Eindrücke

Wolfgang Kaschuba

Nachdem die anderen Beiträgerinnen und Beiträger gewiß bereits darauf hingewiesen haben, daß in der gegenwärtig unübersichtlichen Situation Prognosen zur Entwicklung in Ostdeutschland eigentlich unmöglich sind, und nachdem insbesondere kulturwissenschaftliche Prognostikversuche ohnehin der Kunst des Kaffeesatzlesens gleichen, kann ich mir die entsprechenden Präliminarien wohl sparen. Um nur den subjektiven Blickwinkel zu markieren: Nach zwei Jahren universitärer Lehre und Forschung in Ostberlin und nach zwei Jahren Wohnen in Westberlin fühle ich mich immer mehr in der Rolle eines »teilnehmenden Beobachters«, dem die Grenze zwischen Untersuchungsfeld und Lebensfeld abhanden gekommen ist. Diese Position des »Dazwischen« empfinde ich allerdings gar nicht als unerträglich, nur als verwirrend. So kann ich hier auch nur einige wenige und unsystematische Eindrücke zum kulturellen Wandel in Ostdeutschland wiedergeben – Eindrücke eben aus der Perspektive eines »Wossi« (um das häßliche Wort gleich selbst auszusprechen).

Zunächst: Wenn ich mir über die kulturellen Horizontlinien der ostdeutschen Entwicklung unsicher bin, dann auch deshalb, weil mir entsprechende Diagnosen zur westdeutschen Situation fast ebenso wenig klar und greifbar erscheinen. Vieles kommt in verkrampfter Scheinsicherheit daher – oder umgekehrt: mit der Nonchalance versierter Unsicherheit, vieles bedient mehr den Diskurs als dem Befund zu dienen, vieles gibt eher Aufschluß über »Erlebniswissenschaft« als über »Erlebnisgesellschaft«. Daß die Diskussion um ostdeutsche Gesellschaft und Kultur sich stets in diesem Vexierspiegel West brechen muß, der sich immer wieder neu verwirft, macht gewiß auch einen großen Teil der Irritationen im innerdeutschen Dialog aus. So setzt sich darin auf andere Weise jene Tradition fort, in der sich BRD und DDR vielfach nur in Abgrenzung zum jeweiligen Gegenüber zu definieren vermochten.

Soweit man gegenwärtig überhaupt von Kommunikations- und Verständigungsversuchen sprechen kann, sind diese durchweg asymmetrisch konstruiert: Die gesellschaftliche wie die geschichtliche Legitimität scheinen von West gepachtet, während Ost hier vermeintlich nur Defizite aufzuweisen hat; die Erinnerungs- und Bewältigungsarbeit der Zeit der Trennung wird einseitig verteilt und damit eben nicht geteilt; Ost steht aus

Westlicht kulturell nicht unbedingt für »eigen«, eher für »fremd«, ohne daß ihm aber die damit denkbare Chance der Akzeptanz im »Anderssein« gelassen wird. Das führt zu Denkspiralen: Dialogbereitschaft im Sinne des Akzeptierens unterschiedlicher Erfahrungen und unterschiedlicher oder auch gegensätzlicher Blickwinkel auf Geschichte und Gegenwart scheint westlicherseits wenig vorhanden, und die östlichen Reaktionen darauf bestehen fast zwangsläufig aus einem Rückzug in die spiegelbildlich verkehrte Position des Unverstandenen. Zudem werden die »Verlierergefühle« der Menschen in Ostdeutschland dadurch noch bestärkt, daß sich auch im Westen die dumpfe Ahnung ausbreitet, die »Siegerstraße« kurz hinter dem Triumphbogen des Jahres 1990 aus den Augen verloren zu haben, wofür nun Schuldige gebraucht werden.

Wenn es richtig ist, daß es in den Problemzonen und Konflikten heutiger Gesellschaft vorwiegend um Fragen sozialer Anerkennung und um das Gefühl sozialer Respektierung geht, dann scheint mir dies einer der wesentlichen Blickwinkel, unter dem die Entwicklungen in Ostdeutschland zu betrachten sind. Denn was hier in individuellen Reaktionen immer wieder sichtbar wird, ist der Ausdruck des Gefühls, sich nirgendwo mehr auf einem halbwegs sicheren Boden kollektiver wie biographischer Identität bewegen zu können. Wo sind schulische und berufliche Ausbildungen, wo sind berufliche Werdegänge noch in der selben Selbstverständlichkeit zu rekapitulieren oder alltäglich zu kommunizieren, wie es für die Zeit der DDR galt oder wie sie der West-Diskurs doch immer noch in hohem Maße garantiert? Wo ist in ruhiger Selbstgewißheit auf soziale Erfahrung, Routine, Kompetenz zu verweisen, auf ein Stück Selbstvertrauen und auf ein Selbstbild, das für die Bewältigung des Alltagslebens bekanntlich unverzichtbar ist? Wo können Frauen sich auf soziale Grundanliegen in Beruf und Familie berufen, ohne gleich jenes defensive »wie früher bei uns« hinzufügen zu müssen, welches dem Anspruch gleich wieder vieles von seiner Legitimität nimmt? – Dies und anderes hat seinen Platz doch nurmehr dort, wo man tatsächlich noch »unter sich« zu sein glaubt, wo dieses Gefühl legitimer Bedürfnisse aber zugleich auch zum bloßen »Ostalgiekum« gerinnen muß, weil es sich nicht in offensives Fordern und Handeln umsetzen läßt.

Ein wesentliches Charakteristikum des kulturellen Wandels in Ostdeutschland besteht für mich also darin, daß vielen kulturellen Praktiken des Alltags nicht nur die materiellen Ressourcen entzogen sind, sondern daß auch die ideellen Horizonte – und damit meine ich nicht: die ideologischen – keinen selbstverständlichen wie selbstverständigenden Ausblick auf eine zu bewältigende Gegenwart mehr möglich machen, bzw. daß es diese Horizonte gar nicht mehr gibt. So muß der Blick

zwangsläufig zurückschweifen, muß Vergangenes neu sortieren, um wieder einen Standpunkt in sich selbst zu finden. Vielfach ist dieser aufzusuchende Ort wohl eine Art »Post-DDR-Identität«, die freilich kein politisches Zurück-Wollen bedeutet, sondern ein biographisches Zurück-Schauen. Es ist ein Blick, der nach Haltegriffen, nach Abgrenzungsmöglichkeiten, nach Elementen von Selbstdefinition sucht und der es auch ermöglichen soll, Verlustbilanzen nicht als persönliches Scheitern, sondern als kollektiv erlittenes Unrecht zu deuten. – Nur ist damit nicht gesagt, daß aus diesem Gefühl automatisch aktive Solidarität erwächst. Dagegen stehen einerseits Arbeitsmarkt und Wohnungsmarkt, andererseits wohl auch Abnutzungserscheinungen aus dem verordneten »Gemeinschaftsleben ost«.

Ein zweites zentrales Problem scheint mir darin zu bestehen, daß Ost und West in den 45 Jahren ihres Nebeneinanderbestehens zwei völlig unterschiedliche Formen gesellschaftlicher Selbstreflexivität entwickelt haben. Der westliche Modus mit seinen Diskursen über Aufbau und Aufstieg, über Konsum und Lebensstil, über Lebenskultur und Multikultur, über Moderne und Postmoderne ist elaboriert und uns bestens bekannt. In vieler Hinsicht mag er zwar redundand sein, aber Westmensch bezieht daraus doch wesentliche seiner Identitätsbezüge. In der DDR-Gesellschaft hingegen schien dazu kein echtes Pendant vorhanden. Selbstthematisierung von Gesellschaft war zum einen das Monopol einer wissenschaftlichen und politischen Öffentlichkeit, die gleichsam programmatisch ideologische Vorgabe, empirische Analyse und reflexive Deutung in eins setzte. Die andere Seite bildete vorwiegend jene »Opposition« in Literatur und Kirche, die wohl Fragen der individuellen wie der gesellschaftlichen Selbstreflexion aufwarf, die aber eben nie als »legitime Praxis« und damit vergesellschaftend wirken konnte. So scheinen sich nur wenige Öffentlichkeitsstrukturen und Diskursformen herausgebildet zu haben, an denen sich heute individuelles wie kollektives Nachdenken unter veränderten Bedingungen orientieren kann. Es sind offenbar kaum eigene Erfahrungen und Praxisformen verfügbar, die in einer Situation massiver gesellschaftlicher Selbstbefragung wie der gegenwärtigen hilfreich sein könnten.

Formeln gegenüber bin ich skeptisch, auch jener These vom »vormodern« gewordenen Osten. Doch wenn diese Attribut überhaupt einen Sinn machen kann, dann am ehesten noch im Blick auf dieses Defizit an gesellschaftlichen Selbstreflexionsstrategien. Denn damit fehlen kontinuitätssichernde »Selbstbilder«. Nach 40 Jahren paternalistischem Staatsgestus und bevormundeter Öffentlichkeit sind wenige gewachsene öffentliche Kultur der Selbstdarstellung und der Interessenartikulation

verfügbar. Und selbsttragende Sinndiskurse oder selbstrepräsentative Lebensstilkonzepte wie im Westen haben sich bislang noch kaum aufgebaut.

Drittens hat dies Konsequenzen: Gewiß war die DDR keine »egalitäre Gesellschaft«. Aber sie lebte doch in vieler Hinsicht in und mit diesem Mythos, der Solidarität auch gerade dort beschwor, wo er Herrschaft, normative Wertehorizonte, Verhinderung von Selbstbestimmung meinte. Integratives und identifikatorisches Verhalten wurden in einem Maße abgefragt, das politische Kontroversen, soziale Differenz und kulturelles Anderssein nur in wenigen Bereich ermöglichte. Um es in die klassische ethnologische Opposition zu bringen: Alles war das »Eigene«, und was »fremd« war, ließ sich leicht ausgrenzen – oppositionelle Intellektuelle, sowjetische Soldaten, cubanische Arbeiter, vietnamesische Krankenschwestern.

Wohl war dies nur die »offizielle Version«, eine vielfach ungeliebte oder gleichgültige. Dennoch: Bot sie nicht gerade deshalb auch eine gewisse Bequemlichkeit und Sicherheit, weil man sich zu ihr innerlich und privat beliebig distanziert verhalten konnte, ohne aus dieser Distanz eine lebenspraktische Alternative entwickeln zu müssen – da offensichtlich nicht zu können? – Nun trägt diese Version des »Eigene« nicht mehr, weil in seinem Inneren ein Vakuum entstanden ist. Und das andere, das deutsche »Eigene« verweigert (noch?) die Integration. Auch das war ja offenbar eine prägende Erfahrung »ost«: Selbst der »deutsche Überschwang« des Jahres 1990 – jene vielen Bekenntnisgesten in Gestalt von Kennzeichen »D«, Kanzlerporträt und Schwarz-Rot-Gold – wurde nicht als nationaler Initiationsritus akzeptiert.

Viertens: Aus all dem ergeben sich keine Perspektiven, sondern zunächst nur Fragen. Entsteht gegenwärtig in dem Sinne eine wirklich »egalitäre« Gesellschaft ost, daß durch Arbeitslosigkeit, Ost-Lohtarife, Abbau gewohnter Sozialeinrichtungen, Mieterhöhungen sich das Gefühl einer »Gleichheit der Verlierer« herstellt? – Wenn ja, was wird daraus? Entwickeln sich als Reaktion darauf individuelle Strategien des materiellen Aufstiegs und einer konsequenten Lebensstilorientierung? Oder verstärken sich umgekehrt (Rück)Besinnungen auf immaterielle Wertehorizonte, auf soziale und kulturelle Traditionbestände »ost«, aus denen sich vielleicht auch ein Selbstbewußtsein des Widerstehens gegen den westlichen Mainstream zu speisen vermag?

Vielleicht mag man sich dies wünschen. Aber es ist schwer vorstellbar – angesichts des Verlusts von Kulturinstitutionen und Kommunikationsräumen, die kulturelle Alltagspraxen doch in einem hohen Maße prägten, angesichts der dramatischen Verarmung und Isolation älterer Menschen,

für die jene vielfältigen staatlichen Kulturprogramme und Betriebseinrichtungen doch einen festen sozialen Beziehungs- und Interaktionsraum bedeutet hatten, angesichts der Zurückdrängung vieler Frauen unter die Dunstglocke von Familie und Küche, angesichts eines Arbeitsmarktes, der vor allem für Jugendliche einen starken Abwanderungsdruck Richtung Westen bedeutet. Auch angesichts der Tatsache, daß die »Wende« für die Menschen in Ostdeutschland in doppelter Weise eine »Begegnung mit dem Fremden« bedeutet: mit den anderen Deutschen wie mit einem ungewohnten europäischen Horizont der Kulturreichhaltigkeit und Wertepluralität. Muß die Reaktion darauf nicht fast zwangsläufig in sozialen und kulturellen Versicherungsversuchen bestehen, also eine Disposition zur Abschottung entstehen lassen? Einen Hang zur nationalistischen und ethnozentrischen »Selbstbesinnung«, die ein schützendes »Wir« verspricht – auch wenn dieses Versprechen nicht eingehalten wird?

Fünftens und endlich: Was kann Wissenschaft dabei tun, dazu sagen? – Zunächst, denke ich, vorsichtig und selbstkritisch sein gegenüber ihren eigenen Paradigmen und Wahrnehmungsmustern »deutscher Begegnung«.

Zum Beispiel Berlin: Zwar ist die Mauer in Berlin verschwunden. Doch scheint sie bereits wieder ersetzt durch eine »Mauer in den Köpfen«. 90% der Freizeitaktivitäten verbringen die Menschen in der jeweils eigenen Stadthälfte. Und eine generelle Untersuchung der symbolischen Raumorientierung der Berlinerinnen und Berliner, ihrer »mental maps«, würde mit Sicherheit bestätigen: Die Alltagswege in Ost und West verlaufen so, als ob es die Mauer noch gebe. Man kreuzt den ehemaligen »Todesstreifen« nur ungern, denn er trennt von einem in vieler Hinsicht noch »fremden« Land. Man bleibt im eigenen Territorium.

Dies wäre ein klarer und eindeutiger Befund. – Oder doch nicht? Interpretieren wir in solche Beobachtungen nicht schon zu viel hinein? Erwarten wir nicht zu viel Neugier, zu viel Bereitschaft zur »deutschen Begegnung«? Und sind wir, wenn dies nun nicht eintritt, nicht einfach enttäuscht? Stülpen wir deshalb dann einfach jenes Interpretationsmuster darüber: »Die Mauer im Kopf«? – Anders gefragt: Würde nicht der Blick auf eine beliebige andere Großstadt ergeben, daß auch dort die Menschen »ihre« Territorien besitzen, ihre Stadtviertel, ihre festen räumlichen Horizonte? Daß sie diese Raumbegrenzungen und Erfahrungszonen nur selten und ungern überschreiten, weil es stets ein »Draußen« und »Draußen« gibt? Könnte es also nicht vielmehr »normal« sein, daß auch in Deutschland, in Berlin, einfach »Alltag« in dem Sinne einzukehren beginnt, daß die gewohnten Lebensbezirke wieder ihre sichernde Bedeu-

tung erhalten, trotz Mauerfall und Wiedervereinigung? Damit will ich nur auf die Problematik unseres kulturell beobachtenden Blicks aufmerksam machen: Wir besitzen sehr wenige Maßstäbe für die Beurteilung »kultureller Normalität« – zumal in dieser quasi »einmaligen« deutschen Situation. Und wir neigen gewiß professionell dazu, bestimmten Beobachtungen und Verhaltensweisen schnell eine besondere symbolische Bedeutung und Dramatik zuzuschreiben. Verhaltensweisen, die sich vielleicht auch anders, unspektakulärer, »normaler« erklären lassen. Wissenschaft – das ahnen wir – tendiert dazu, selbst Fakten zu schaffen, ihre eigene »Konstruktion der Wirklichkeit« zu entwerfen.

Doch wie lassen sich solche »Beobachtungseffekte« vermeiden? Wie läßt sich kultureller Wandel in Ostdeutschland in seiner eigenen Motivik und Dynamik erklären? – Vielleicht dadurch, daß wir die Beobachtung der Entwicklung sozialer und individueller Selbstbeschreibungen im ostdeutschen Alltag stärker in der Mittelpunkt rücken?

Das meint zum einen biographische Forschung: den Blick auf die Probleme der Umarbeitung »biographischer Identität«, auf die Entwicklung neuer Deutungsmuster von Erfahrung und Lebensgeschichte, von sozialen Beziehungsformen und Netzwerken, von biographischen Legitimationsmustern und Lebensentwürfen. Zum anderen meint es die Beobachtung neuer Medien und Folien der Selbstdarstellung im Sinne der Konstruktion neuer lebensweltlicher und politischer Horizontlinien, neuer Diskurse um Lebenssinn und Lebensstil, neuer Besinnungen auf regionale oder religiöse Bezüge. Hier scheinen sich allmählich neue Identitätsmuster zu entwickeln, in denen sich die Einzelfaktoren immer wieder umgruppieren und umgewichten – je nach sozialer Lage, nach regionalem Standort, nach Geschlechts- und Generationszugehörigkeit. Ob sich daraus Identitätskonstruktionen ergeben, die als der besondere Modus einer »Bricolage ost« zu beschreiben wären und die sich stabilisieren können, bleibt abzuwarten.

Viele Fragen – wenige Antworten – keine Prognose: Andere können gewiß besser aus dem Kaffeesatz lesen.